

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

148 (29.6.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 26

88 Proz. Wasser. Auch die Milch hat einen Wassergehalt von 87 Proz., vorausgesetzt, daß sie nicht noch weiter mit Wasser verdünnt wird, ehe sie in die Hände des Konsumenten gelangt.

Auch Dinge, die nicht zu den Nahrungsmitteln zählen, deren Konsum aber im heutigen Menschengebiet ein sehr weit verbreiteter ist, wie die Tabake, sind nicht unwesentlich wasserhaltig. Fertige Tabakblätter haben ungefähr 8 Proz. Wasser, Zigaretten enthalten 3,5 bis 12 Proz. Wasser. Am schlechtesten kommt der Schnupfer weg; seine Pfeife besteht zu einem Drittel, ja, je nachdem, sogar bis zu zwei Dritteln aus Wasser.

Der für viele ganz unermutet hohe Wassergehalt der wichtigsten Nahrungs- und Genussmittel tritt aber noch einschneidender zutage, wenn man ihren Preis in Betracht zieht. Reichlich die Hälfte des Geldes, das der Mensch für seine Ernährung ausgibt, bezahlt er für Wasser! Das heißt also: Wer beim Weibler für 1 Mark Kalbfleisch einkauft, gibt durchschnittlich 75 Pf. von dieser Mark für blankes Wasser aus! Wer für 1 Mark Würstl kauft, trägt dabei für 50 Pf. Wasser mit nach Hause; ebenso bei frischem Brot. Und so weiter.

Zum Glück liegt in dieser Art des Rechnens ein kleiner Trugschluß verborgen, und die Sache ist nicht ganz so schlimm, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Einestheils kommt nämlich in Betracht, daß der Wassergehalt eines Nahrungsmittels nicht der allein ausschlaggebende Faktor für seinen Nährwert ist. Es kommt auch darauf an, wie groß eben der Nährwert derjenigen Bestandteile eines Nahrungsmittels ist, welche nicht Wasser sind. Zum Beispiel: Milch und Obst haben einen Wassergehalt von 87 Proz. bzw. 80 Proz.; der Nährwert des Obstes ist jedoch sehr klein im Vergleich zu dem sehr großen Nährwert der Milch (trotz des etwas größeren Wassergehaltes der Milch); der Preis der Milch ist aber nicht ein dem Nährwert entsprechend viel höherer als der des Obstes.

Vor allem ist aber bei der Preisfrage zu bedenken, daß der Wassergehalt der angeführten Dinge ihr natürliches, und ihr Preis daher selbstverständlich mit ihrem natürlichen Wassergehalt normiert ist. Allerdings kommen bei manchen der erwähnten Gegenstände, zum Beispiel Fleisch, Brot, Wein, Milch betrügerische Manipulationen vor, indem ihr Gewicht oder Raummaß durch künstliches Zufügen von Wasser erhöht wird; bei Fleisch z. B. durch übermäßiges Tränken der Tiere vor dem Schlachten, bei Wein und Milch durch direkte Zugabe von Wasser, bei Brot durch Zugabe des sehr viel Wasser aufnehmenden und festhaltenden Backenweizens und dergleichen. Immerhin ist vom Standpunkt wirtschaftlich rationaler Ernährung der Wassergehalt eines Nahrungsmittels zu berücksichtigen. Unter Nahrungsmitteln von annähernd gleichem Nährwert und Preis ist dasjenige natürlich das billigste, welches am wenigsten Wasser enthält.

Die meisten Nahrungsmittel würden aber ohne ihren natürlichen Wassergehalt kaum genießbar sein. Der Mensch ist ein wasserhaltiges Wesen. Würde er nur Trockensubstanzen genießen, so müßte er die Methode, die er bei seinem Vieh anwendet, indem er es „naß füttert“, auch auf sich selbst erstrecken, und eben zur Wahlzeit eine entsprechend große Wassermenge zu sich nehmen. Denn der Mensch hat, wie man weiß, das Wasser nötig. Besteht er doch selbst zu mehr als der Hälfte nur aus Wasser! Der menschliche Körper hat einen Wassergehalt von 60 Prozent. Es sind also nicht die Knochen, wie man so oft sagen hört, die das meiste am Menschen wiegen, sondern das Wasser.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit einer konstanten Flüssigkeitszufuhr darf aber für den Menschen kein Anlaß sein, „über den Durst“ zu trinken und den Organismus mit Flüssigkeit zu übersättigen. Das würde ihm auf die Dauer ebenso schlecht bekommen, wie seinem Vieh, wenn er es allzu „naß füttern“ wollte — ja, noch bedeutend schlechter, denn der Mensch hat nun einmal den Fehler, alkoholische Getränke im allgemeinen dem blauen Wasser vorzuziehen. Für einen, welcher dergestalt über den Durst trinkt, hat in Oberbayern das Volk einen dem landwirtschaftlichen Betriebe entnommenen witzigen und sehr treffenden Vergleich. Soll dort jemand unter der Blume als Trinker bezeichnet werden, so kann man nicht selten hören, daß von ihm gesagt wird: „A bisse! arg naß füttern tut er halt.“

Zur Geschichte des Mikroskops.

Die älteste Geschichte des Mikroskops ist in vollständiges Dunkel gehüllt. Weder die Zeit seiner Erfindung noch der Name des Erfinders ist mit Bestimmtheit zu ermitteln.

Zu seiner ältesten Form, wo es nur eine aus Glas oder einem andern durchsichtigen, lichtbrechenden Körper bestehende Kugel oder Linse darstellt, mag es schon den ältesten Kulturvölkern des Ostens bekannt gewesen sein. Waren diese doch schon Meister in der Kunst des Glas- und Steinfeilens und kommen unter den von ihnen aus durchsichtigen Edelsteinen, namentlich auch aus Bergkristall geschliffenen Kugeln und linsenförmigen Formen vor. Bei den Schriftstellern der Griechen und Römer finden sich schon entscheidendere Beweise dafür, daß ihnen schon frühe die zündende Kraft der Glaslinsen, wozu sie nun majus, oder hoch und mit Wasser gefüllt sein, bekannt war. Auch war ihnen die Kenntnis der vergrößernden Kraft erhobener geschliffener Gläser und durchsichtiger Edelsteine nicht entgangen. So spricht z. B. Aristophanes in seinen Wolken von einer zündenden Kugel (oder Linse?) durch welche man mittelst der Sonnenstrahlen ein in der Nähe ihrer Oberfläche befindliches Papier entzünden konnte. Die Vestalinnen zündeten mittelst Brenngläser ihre Feuer an. Plinius der Jüngere erwähnt gleichfalls die zündende Eigenschaft der Glaslinsen. Aus den Schriften dieses Naturforschers geht auch sehr mit Sicherheit hervor, daß sich der kurzichtigste Hero eines höhlenförmigen Smaragdes gleichsam in der Art einer Brille bedient habe.

Vom zweiten Jahrhundert an findet sich im Zeitraum von tausend Jahren keine einzige Spur mehr vor, durch welche das über den Mikroskop herrschende Dunkel aufgehellt zu werden vermöchte. Erst der um das Jahr 1100 lebende arabische Gelehrte Alhazen den Alhagen spricht einmal von der vergrößernden Kraft erhabener geschliffener Gläser. Während dieser Zeit und noch lange nachher hatte die Kenntnis der Vergrößerungskraft und die Kunst, dieselben herzustellen, — wie Kunst und Wissenschaft überhaupt — ihren Sitz vorzugsweise in den Arabern. Wenigstens ist es ein Araber, der im 13. Jahrhundert

lebte, dem wir aus jenen Zeiten ausführlichere Nachrichten über das Mikroskop verdanken. Roger Bacon zeichnet sich unter einer dummten stumpfsinnigen Umgebung durch seine Kenntnisse von der Natur und ihren Erscheinungen rühmlich aus. Er kannte den Gebrauch der Linsen nicht nur im allgemeinen, sondern hatte auch eingesehen, wie nützlich dieselben Personen in hohem Alter oder mit schwachen Augen werden könnten; endlich versuchte er auch mehrere Linsen zu zusammengefügten Instrumenten zu verbinden. Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts berichtet, Bacon habe zu Oxford ein Glas geschliffen, durch welches man so wunderbare und außerordentliche Dinge gesehen, daß seine Wirkung allgemein der Macht des Teufels zugeschrieben worden sei. Daß Bacon auch der Erfinder der Brillen sei, ist nicht wahrscheinlich, da die von ihm zum Auflegen oder zum Abhalten an die Schrift empfohlenen Gläser nur eine kurze Brennweite gehabt hätten, während diejenigen, welche zu Brillen verwendet werden sollen, eine große Brennweite besitzen müssen. Jedenfalls aber fällt die Erfindung derselben in die Zeit kurz vor oder nach seinem Tode. Bekannt wurde die Kunst des Brillenschleifens gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, durch den Pisaner Vater Alessandro de Spina, welcher dieselbe nach glaubwürdigen Zeugnissen dem Florentiner Armati, dem wahrscheinlich ersten Brillenverfertiger, abgelert hat. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts verbreitete sich die Brillenschleiferei immer weiter und wurde zu einem eigenen Gewerbe erhoben, welches man fast an allen inermagener bedeutenden Orten ausübte. Diese allgemeine Ausbreitung der Kunst, Glaslinsen zu schleifen, führte aber zur Entdeckung der beiden für die Naturforschung so bedeutend gewordenen Instrumente Fernrohr und Mikroskop.

Aus den schriftlichen Erklärungen von Wilhelm Boreels, Pensionarius von Amsterdam, eines Zeitgenossen Drebbel's, sowie aus andern Urkunden geht mit Sicherheit hervor, daß die beiden Nidderburger Brillenschleifer Hans und Zacharias Jansen diejenigen waren, welche gegen Ende des 16. Jahrhunderts die ersten zusammengefügten Mikroskope verfertigten. Diese Mikroskope, deren innere Einrichtung nicht einmal bekannt ist, bestanden aus einer einen Zoll weiten Röhre von vergoldetem Kupfer, getragen von drei messingenen, in der Form von Delphinen gearbeiteten Pfeilern, welche auf einer Scheibe von Ebenholz befestigt waren, auf der zugleich die Vorrichtung zum Festhalten der zu betrachtenden Gegenstände angebracht war. Nachdem erst 1624 durch Vermittlung Drebbel's und Galilei's das Mikroskop in Rom bekannt worden war, untersuchte schon 1625 der dortige Gelehrte Francesco Stelluti verschiedene Teile der Sonagliene mittelst desselben und machte seine Beobachtungen durch eine in demselben Jahre erschienene Schrift bekannt.

Diese Instrumente, welche unter dem Namen Floß- oder Müdengläser bekannt waren, dienten indessen keineswegs ernstlichen Forschungen, da ihre Vergrößerung zu unbedeutend, ihre ganze Einrichtung viel zu mangelhaft war und ihnen namentlich auch jede Vorrichtung fehlte, um Objekt und Linse in gehörigen Abstand von einander zu bringen. Erst Leuvenhök, dieser treffliche Beobachter, gab dem einfachen Mikroskop eine solche Einrichtung und verah es mit solchen Linsen, daß es zu wissenschaftlichen Beobachtungen verwendet werden und seine Leistungen die des zusammengefügten Mikroskops tief in Schatten stellen konnte. Für Beobachtungen mittelst auffallenden Lichtes hatte Leuvenhök schon kleine, den Niederländischen ähnliche Spiegelchen konstruiert, so daß also er der Erfinder dieses kleinen Beleuchtungsapparates genannt zu werden verdient.

Einen wesentlichen Bestandteil des Beleuchtungsapparates bei Mikroskopen führte Hertel ein. Derselbe versah seine Mikroskope nämlich mit einem ebenen Spiegel, mittelst dessen das einfallende Licht auf den Gegenstand reflektiert wurde. In dem Dreifachen Mikroskop haben wir das erste Vorbild unserer vollkommeneren Instrumente mit ihren wesentlichen Teilen. Dasselbe wurde aber seinerzeit wenig bekannt und, wie gewöhnlich, mußte erst aus der Fremde, namentlich von England aus, das Mikroskop eingeführt werden. Die Vergrößerung aller dieser Instrumente ging indes wenig über 100, sehr selten über 200mal hinaus. Dabei war, obgleich seit Doolond schon das von Huyghens zuerst beim Fernrohr angewendete verbesserte Ocular auch für das Mikroskop eingeführt worden war, der optische Teil, namentlich in Beziehung auf Reinheit und Schärfe der Bilder, doch immer höchst mangelhaft. In Deutschland verfertigte zuerst Trautner achromatische Objektiven, d. h. ohne Verzeichnungsbildungen (1811), welche indessen die von Deschamps lange nicht erreichten. Dem französischen Gelehrten Ernst Seligue war es vorbehalten, den von Trautner angeregten Gedanken der Verfertigung achromatischer Objektive zu einer für das zusammengefügte Mikroskop wahrhaft fruchtbarsten Tat werden zu lassen und den Weg zu ebnen, auf dem es zu seiner heutigen Vollendung gelangte.

Je weiter indessen die Naturforschung eindrang in die innersten Geheimnisse der Natur, desto deutlicher mußte sie die Schranken erkennen, die sich ihr noch immer nach allen Seiten entgegenstellten, und desto höher steigerten sich ihre Anforderungen an das Mikroskop. Wir sehen daher während der verfloffenen 60 Jahre, die Optiker fortwährend und rastlos bemüht, namentlich den Objektiven in dem begrenzenden sowohl als in dem unterscheidenden und vergrößernden Vermögen größere Vollkommenheiten zu erteilen. Von den Deutschen war es vorzüglich Merg in München, Plochl in Wien, Schmid in Paris, Robert in Greifswalde, Oberhäuser in Berlin, welche vorzügliches leisteten. Dennoch aber wurden ihre Instrumente in manchen Beziehungen, namentlich was die Unterscheidung der feinen Zeichnungen auf den Kieselkugeln an als Probeobjekte benutzen Diatomeen betrifft, von denen Amici's, Noth's, Powell's, Smith's und Wed's in London überflügelt. Die neuesten Instrumente Roberts und besonders die der Fabrik Jeih in Jena, deren noch nicht lange verstorbenen Leiter der bekannte Professor Abbé war, dürfen sich mit den ausländischen Instrumenten ruhig messen. Mit diesen neuesten Instrumenten, die noch bis weit über das tausendfache gehende, sehr brauchbare Vergrößerungen gewähren, ist es möglich geworden, gegenwärtig Einzelheiten in der Organisation der Pflanzen und Tiere zu entdecken, wozu man vor einigen Jahren noch kaum eine Ahnung hatte.

Gaisbuben.

Von F. Baden-Baden.

II.

Meine Vorgänger machten es anders: die verzehnten abwechselnd die Milch von den Hirtenlütten, die den Sommer über beständig auf der Alp oben blieben. Es wurde in die Hirtenhütte eingebracht, entweder die Türe oder das Holzdach gewaltsam aufgerissen und dann die Milchschöpfe geleert. Wenn nun abends die Hirten mit ihren Viehherden zurückkamen zu den Hütten, fanden sie anstatt der Milch in den Töpfen erschlagnene Schlangen, Kröten, Regenwürmer oder sonst ekelhafte Dinge vor. Die Gaisbuben sind von den anderen Hirten gehat und gefürchtet; und wegen ihrer freien Streiche leben sie auf stetem Kriegsfuß mit ihren Kollegen. Wurde einmal einer von diesen Vengeln erwischt, dann gabs natürlich eine gehörige Tracht Prügel, doch folgte selten eine Besserung auf diese Erziehungsmethode.

Aber auch das ganze Wesen der Ziegenhirten ist den anderen Hirten gegenüber ein anderes. Der Gaisbub muß täglich den weiten Weg zurück zum Dorf machen und kann sich dem angenehmen Nichtstun nicht in der Weise hingeben, wie seine Kollegen, die beständig auf den Alpen liegen. Faulenger und Tagediebe werden die Hirten fast allgemein gehalten; anders die Gaisbuben: die werden von den vielen Wochenten, die sie anstellen, nicht arbeitsfleh.

Das „überläche Kleeblatt“ wurden wir (die zwei Gaisbuben von den Nachbarn und ich), gleich im ersten Monat unserer Tätigkeit genannt. Und wenn irgendwo ein boshafter Streich passierte war, mußten es die „drei Falloten“ getan haben.

Der Milchraub bei den anderen Hirten hatte unter unserer Tera ausgehört; so etwas war uns viel zu gemein. Wir empfanden es als eine beschämende Tat, den anderen ihre ohnehin recht tägliche Nahrung zu kürzen oder gar ganz wegzunehmen. Unsere Ehrlichkeit imponierte denn auch allgemein und wir erhielten dadurch einen guten Ruf. Ueber unsere Wundenstreiche wurde auch manchmal ein Auge zugedrückt.

Nicht so angehen waren wir bei den italienischen Hirten. Wir hatten bis zur italienischen Grenze etwa eine Stunde. Die Italiener haben wir immer sehr gehat, weil wir in unseren Staatsbüchern im Teil: Katerländische Geschichte immer von diesen bösen, falschen Staatsfeinden des österreichischen Kaiserhauses lasen. An diesen wollten wir uns rächen, ihnen zeigen, was wir Kaiserreicher können. Selbst das Vieh, das im Gegensatz zu unserer rotbraunen Vingauner Rasse meist schwarze oder aschgraue Haarfarbe trug, konnten wir nicht leiden. Wo wir ihm einen Schaden zufügen konnten, taten wir es. So trieben wir einmal unbeachtet die italienischen Kinder auf einen außerordentlich gefährlichen Pfad. Eine schöne Kuh stürzte ab, verlor dabei ein Horn und trug noch einige Gantabschürfungen davon. Das gab dann einen gewaltigen Ärger bei unseren südländischen Nachbarn ob dieses Unglücks; der Hirte, welcher die betreffende Herde zu beaufsichtigen hatte, wurde hart mitgenommen ob seiner Leichtsinigkeit. . . . Bei den Kämpfen, die wir mit den Italienern ausfochten, ging es uns gewöhnlich, wie es dem österreichischen Heere meistens erging: Es gab Schläge und nicht wenig.

Der Gaisbub muß auch auf dem beterrinaten Gebiet sich etwas auskennen, um bei einem Unglücksfall den Tieren rasche Hilfe zu bringen. Die bei den Ziegen häufig auftretende Krankheit, Bluthiß genannt, erfordert sofortiges Eingreifen, soll das Tier nicht zu Grunde gehen. Die äußeren Anzeichen genannter Krankheit sind folgende: Das Tier zittert an verschiedenen Stellen des Körpers, trinkt öfters Wasser, frisst aber keine Wiesen; später tritt dann ein gelblichweißer Schaum zum Maul heraus und das Tier wird bestiger. Wird die Krankheit rechtzeitig bemerkt, kann damit geholfen werden, daß man einen etwa einen Zentimeter tiefen Schnitt in das Ohr macht und mit einem weichen Stäbchen so lange auf das Ohr klopf, bis es tüchtig zu bluten anfängt; man läßt es so lange bluten, bis es von selbst aufhört. Das Tier ist gerettet. Bei Kindern wird bei ähnlicher Krankheit die Schlagader am Hals geöffnet. Wir Gaisbuben haben diese Arbeit gründlich gemacht: Es wurde in solchen Fällen immer das halbe Ohr abgeschnitten. Ob alle Ziegen, die nur noch halbe Ohren hatten, den Bluthiß gehabt haben, bezweifle ich fast. . . .

Für die verschiedene Unbill, die wir erlitten, entschädigten wir uns reichlich durch boshafte Streiche. Um solche Zwecke zu erreichen, hatten wir den schönen schwarzen Ziegenbock, der mit zwei mächtigen Hörnern ausgerüstet war, uns dienlich gemacht. Wir neckten das Tier beständig und reizten es zum Stößen, so daß es mit der Zeit dornenlos bössert wurde, daß man sich nur mit einem festen Knüttel vor ihm mehren konnte. Diese Bosartigkeit des Tieres hat unsere Wünsche auch vollständig entsprochen. Im Sommer kommen sehr viel Fremde in die Hochalpen; und gerade auf diese „Sommerfräher“ hatten wir es dreifacht. Diesen Stadtlenten wollten wir zeigen, was für tüchtige Kerle die Gaisbuben sind. Den Bod hatten wir fast immer in unserer Nähe. Bod kam nun ein Fremder in unsere Alpen heraus, erlöste ein schriller Pfiff; der Bod sah in die Höhe und im Au hatten wir das Tier durch ein verhasstes Zeichen rasend gemacht. In heller Welt rannte es auf die ungeschulden, nichts böses ahnenden Anstömmlinge zu und stieß sie mit aller Wucht zu Boden. Der Schreck solcher Alpenwanderer war kein kleiner, zumal sie diesem Wüterich ohne Waffen gegenüberstanden. In wahrer Lohedangst wurde um Hilfe gerufen. Jetzt war die Zeit an uns, wo wir unser Selbstamt beweisen konnten. Im Laufschritt eilten wir auf die Hocken, vor Angst zitternden Menschen und schlugen das Tier in die Flucht. Für diese unsere Bosheit ernteten wir noch die wärmste Dankbezeugung, wozumöglich gabs extra noch ein paar „Scherle“. Ein großer Teil dieser begippten Alpenfräher sind unsere Wundenreichen zum Opfer gefallen.

(Schluß folgt.)

Eine Zimmerbadeeinrichtung.

Mit dem Eintreten der warmen Jahreszeit pflegt die Hauttätigkeit des Menschen eine lebhaftere zu werden. Die Poren der Haut sondern in vermehrtem Maße Schweiß ab, ein natürliches Schutzmittel gegen das Ausströmen und vor allem gegen die allzu große Erhitzung der Körperoberfläche, denn durch die

Reinigung der Feuchtigkeit wird dem Körper Wärme entzogen. Das Schwitzen dient nebenbei auch der Putzreinigung, indem schlechte Bestandteile des Blutes mit dem Schweiß ausgeschieden werden. Es ist nun im Interesse der Keiligkeit wie auch der Gesundheitspflege notwendig, daß der abgeordnete Schweiß allfällig von der Haut entfernt werde. Sonst verstopft er, indem er an der Körperoberfläche eintrocknet, die Poren und benimmt dadurch die weitere Tätigkeit der Haut; die giftigen Stoffe werden wieder vom Körper aufgesogen und können so die Gesundheit gefährden, und endlich geht der Schweiß rasch in Zerlegung über, wodurch ein abscheulicher Geruch sowie häufig ein Mundwerden der Haut verursacht wird. In der heißen Jahreszeit ist daher eine tägliche Reinigung der gesamten Körperoberfläche sehr notwendig — wozu nicht etwa gesagt werden soll, daß eine solche in den übrigen Jahreszeiten nicht auch wünschenswert wäre.

Aber leider ist gerade denen, die durch schwere körperliche Arbeit am meisten schwitzen müssen, am wenigsten Gelegenheit zu solcher täglicher Reinigung geboten: in Arbeiterwohnungen gibt es bekanntlich keine Badezimmer. Wohl existieren Volksbäder, aber sie sind nach Feierabend meist überfüllt, die Wege sind oft weit, und der Arbeiter ist nach seiner langen Arbeitszeit häufig zu erschöpft, sie noch aufzusuchen. Eine Einrichtung, die es ihm ermöglicht, sich selbst schnell und bequem zu reinigen, wäre sehr wertvoll. Zu diesem Zwecke ist es nicht notwendig, ein Vollbad zu nehmen — alle Vollbäder beträgt nicht jeder, und so warme Schwitzen den Körper, wenn sie täglich gebraucht werden — ein Abbrausen oder Abgießen des ganzen Körpers genügt vollkommen. Man gibt es sogenannte Schwammabwärtinnen, breite flache Zimbednen, die diesen Zweck dienen sollen. Aber sie sind teuer, wegen ihrer Schwere unhandlich zu entleeren und nehmen viel Platz ein, was bei der Enge der gewöhnlichen Arbeiterwohnungen lästig ist.

Die Einrichtung, von der hier die Rede sein soll, hat dieselben Dienste, ohne jene drei unangenehmen Eigenschaften zu haben; sie ist mit wenig Mitteln selbst herzustellen, leicht auszukleiden und kann nach dem Gebrauch in einer kleinen Schublade untergebracht werden. Eine Bedienung, die man sich selber machen kann? — höre ich die Leserinnen erkaunt fragen. „Nanohl! und zwar folgendermaßen: Man stelle sich zunächst zwölf gleichgroße Bretchen her, jedes etwa 25 bis 30 Zentimeter lang und 8 bis 12 Zentimeter breit. Es genügen hierzu event. drei nicht zu kleine Zigarrentischen, von denen man die zwei längeren Seitenbreiter, Boden und Deckel benutzen kann. Auch zwei Traubentischen liefern genügend Material: Boden- und Deckelbrett werden der Länge nach mitten durchgesägt, die Längsseiten bleiben wie sie sind. Ferner kauft man sich 1½ Meter gutes schwarzes Backstuch, das etwa 140 Meter breit liegt. Man wird dafür schon etwa 1.50 bis 2 Pf. anlegen müssen, aber damit sind auch alle notwendigen Ausgaben erledigt. Von diesem Backstuch schneide man einen 10 Zentimeter breiten Streifen ab, so daß nur noch ein Quadrat von circa 10 Meter Seitenlänge übrig bleibt. Aus dem Streifen schneide man elf Stücke, jedes so breit, wie die Schmalfseite der Bretchen, und verbinde immer je zwei der Bretchen durch ein solches Backstuchstück. Zu diesem Zweck schlägt man die Ränder dieses Stückes breit ein, um ein Ausreißen zu verhindern, und nagelt es nun an den Schmalfseiten zweier Bretchen mit jederseits drei kleinen Nadeln fest. Zwischen den Bretchen muß ein Zwischenraum von mindestens 1½ Zentimeter bleiben. Hat man alle 12 Bretchen durch die 11 Backstuchstreifen zu einem langen Band vereinigt, so stellt man dieses Band senkrecht auf und bildet aus ihm durch Zusammenlegen der beiden Endbretchen einen eiförmigen Rahmen; dann breitet man das große Stück Backstuch über diesen Rahmen — wobei man darauf achten muß, daß die Ränder des Backstuches gut nach außen überhängen — und die Bedienung ist fertig. Man braucht sich nur noch auf einen nebenliegenden Stuhl eine Waschschüssel mit Wasser und Schwamm zu setzen, stellt sich in das Backstuchbett und schlemmt sich tüchtig ab.

Nach dem Abtrocknen nimmt man das Backstuch vorsichtig an allen vier Ecken, gießt das darin befindliche Wasser in den Auszug, wischt das Backstuch trocken und legt es zusammen. Dann klappt man den Rahmen wie ein Reporellorhüch zusammen, so daß alle zwölf Bretchen aufeinander zu liegen kommen, und die ganze Badeeinrichtung ist wieder weggeräumt. (Gleichheit.)

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

„Commiss voyageurs der Anfechtung“ — nennt der bekannte Pariser Arzt Dr. Héricourt in der Revue des Medecins die Ärzte, welche auf Kundstättensbesuche gehen. Héricourt weist auf den großen Widerspruch hin, welcher zwischen der Theorie der Bakillienlehre und der Praxis der Ärzte besteht. Er nimmt dabei die gutgeleiteten Spitäler, wo es sich nur um operative Eingriffe handelt, aus, weist aber darauf hin, daß die sogenannten Desinfektionsmaßnahmen der Ärzte, welche z. B. einen Scharlach- oder Diphtheriekranken besucht haben, sich auf die wirkungslose Keuschheit des Händewaschens beschränken. Gerade so gut wie an den Händen, ja noch viel eher könne der Arzt in den Haaren im Bart und in den Kleidern die Bazillen verschleppen. Es käme sehr häufig vor, daß jemand, der einer Kleinigkeit wegen den Arzt zu sich bemüht habe, von diesem gewissermaßen als Strafe für die unmögliche Bürde die schönsten Diphtheriebazillen geschenkt bekomme, und da die Krankheit gewöhnlich erst 8—10 Tage nach der Anfechtung ausbreche, so denke niemand an den Zusammenhang. Dr. Héricourt verlangt, daß die Ärzte von Staatswegen bei ihren Krankenbesuchen eine besondere nur zu diesem Zweck gebrauchte Kleidung anlegen müßten. Außerdem sollte jeder Arzt aus beruflichen Gründen keinen Bart und das Haar kurz geschnitten tragen.

Coffeinloser Kaffee. Vor einiger Zeit tauchte die Nachricht auf, daß es Kaffeebohnen gebe, die kein Coffein enthalten. Das hat insofern eine große Bedeutung, weil man weiß, welche Schädigungen das Coffein auf das Verdauungssystem ausübt, kommen doch bei dem arabischen Kaffee 10—15 Gramma Coffein auf ein Kilb. Der erstere Kaffee wurde bis jetzt, wie wir dem Lancet entnehmen, nach Betram als Coffea Maureriana in Guinea, einem französischen Gebiete, angebaut und enthält nicht mehr als 0,7 Gramma Coffein auf ein Kilo Bohnen. Zillisch, ein Münchener Chemiker, stellte in der Zeitschrift für öffentliche Chemie fest, daß es auf der Insel Bourbon einen anderen Kaffee mit keinem

Advertisement for a coffee shop or cafe, featuring a list of items and prices. The text is partially obscured and difficult to read, but includes words like 'Kaffee', 'Brot', and 'Zucker'. There is a small illustration of a person sitting at a table in the bottom right corner.